

Wolfgang Schad

Der periphere Blick

Die Vervollständigung der Aufklärung

Erst mit der Ergänzung des zentrischen Blicks
durch den peripheren Blick beginnen wir,
die Fülle des Menschen und der Natur zu ahnen.

Freies Geistesleben

Wolfgang Schad

Der periphere Blick

Die Vervollständigung der Aufklärung

Verlag Freies Geistesleben

Anthroposophie und Naturwissenschaft 1/7

1. Auflage 2014

Verlag Freies Geistesleben

Landhausstraße 82, 70190 Stuttgart

Internet: www.geistesleben.com

ISBN 978-3-7725-4231-2 (pdf)

© 2014 Verlag Freies Geistesleben

& Urachhaus GmbH, Stuttgart

Umschlaggestaltung: Thomas Neuerer

Inhalt

1. Der zentrische und der periphere Blick.	7
2. Organismus und Mitwelt	12
3. Das Rhythmenspektrum des Menschen	15
4. Der vorgeburtliche Mensch	19
5. Pflanze und Pflanzengesellschaft	32
6. Die biologische Evolution	36
7. Die Erneuerungen in der Natur.	44
8. Peripheres in der Physik	49
9. Der Cerebrozentrismus und Steiners Nervenverständnis	53
10. Sozialismus und Kapitalismus.	63
11. Vom zentrischen zum peripheren Blick.	78
12. Aus der Welt des Kindes	92
Literatur.	99
Über den Autor.	107

1. Der zentrische und der periphere Blick

1604 trat ein achtjähriger Knabe in das eben gegründete französische Jesuitenkolleg in La Flèche/Anjou ein. Es war der aus einfachem Adel stammende René Descartes. Hier erhielt er die Bildung seiner Zeit, denn der Jesuitenorden hatte sich zur Aufgabe gemacht, die aufgekommenen Naturwissenschaften als eine intellektuelle Stütze der katholischen Glaubenswelt einzusetzen. Nach der Schule wollte Descartes im «Buch der Welt» lesen: Er bereiste viele Länder Europas. Bald war er in den unsäglichen Dreißigjährigen Krieg verwickelt (in der Schlacht am Weißenberg bei Prag 1620) und erlebte die Ausrottung großer Teile der Bevölkerung Mitteleuropas mit. Zunehmend zog er sich in seine Studierstuben am Rande des Geschehens nach Holland zurück und hielt sich an das Wort des Augustinus: «Geh nicht hinaus, betrachte dich selbst: In dir ist Wahrheit.» Also entschloss er sich zum totalen Zweifel an der Welt und besonders an allem, was man ihm von Gott und der Welt gelehrt hatte. So befreite er sich von jahrhundertaltem Dogmenballast, indem er allein die Sicherung von Wahrheit in sich selbst suchte: Ich zweifle an allem. Was bleibt dann als letzte Gewissheit? Der, welcher an allem zweifelt, ich allein.

So heißt es in seinen späteren *Principia philosophiae* 1644: «Ego cogito, ergo sum.» Mit dem Zusatzwort «Ego» wird noch verstärkt, dass er dem eigenen Ichzentrum die Vormachtstellung vor aller Wirklichkeit der Welt gab. Dieser Satz gilt als Grundlegung der Aufklärungsphilosophie, ist aber meist missverständlich übersetzt worden mit «Ich denke, also bin ich.» Dem eigenen Kontext entsprechend müsste er besser heißen: «Ego dubito, ergo sum.» Denn dabei wird nichts Inhaltliches gedacht, sondern an allen Wahrnehmungen, auch denen des eigenen Leibes, ebenso gezweifelt wie gerade auch an allen bisher gelernten und eingesehenen Gedanken – selbst der so klaren Mathematik und Geometrie. Der totale Zweifel umfasst bei Descartes *expressis verbis* eben auch die Versagung jeglicher produktiver Gedankeninhalte. – Oder man nimmt das «cogitare» wörtlich im ursprünglichen lateinischen Sinne als das «in corde agitare» = «im Herzen bewegen», also nicht das rationale Denken, sondern die innere Überzeugung, dass es wenigstens mich gibt.

Descartes' Entschluss zum ausschließlichen Zweifel war der historisch verständliche, weil jetzt notwendige Pendelgegenschlag zur Glaubenswelt des zu Ende gekommenen Mittelalters – allerdings mit der Konsequenz nicht nur des Glaubens-, sondern auch des Weltverlustes.

Descartes hatte dabei nicht bemerkt, dass alle innerseelischen Vorstellungen, auch die vom eigenen Ego, nur Abbildcharakter haben, also prinzipiell nur Schein sind. So bezeichnete Steiner das «Cogito, ergo sum» als «den größten Irrtum, der an die Spitze der neueren Weltanschauung gestellt worden ist» (GA 293, 2. Vortrag).

Bezeichnenderweise schränkte Descartes schon im 3. Paragraphen seiner Schrift den totalen Zweifel ein, um im Leben nicht zum völligen Solipsisten (solus ipse = allein ich selbst) zu werden. So heißt es bei ihm:

«Dieser Zweifel ist indessen auf die Erforschung der Wahrheit zu beschränken. Denn im tätigen Leben würde oft die Gelegenheit zum Handeln vorübergehen, ehe wir uns aus den Zweifeln befreit hätten.»

Das heißt: In seiner Art der Wahrheitssuche fallen Wissenschaft und Leben erstmals im Prinzip auseinander. Weltentfremdung und Weltverlust sind die Folgen – mit all jener Weltuntauglichkeit, die uns der Rationalismus bis heute angesichts z.B. der Ökokatastrophen beschert hat. Er hatte trotzdem zuerst einmal die genannte positive historische Bedeutung.

Natürlich versuchte auch Descartes, nach dem Zweifel die Welt wiederzugewinnen, aber er tat es leider nicht auf dem Boden des eigenen Erfahrungsprinzips, sondern mit jener einst gelernten Rabulistik, die er vorher so massiv abgelehnt hatte: Da ich Gott als das in der vollen Wahrheit und Güte bestehende Wesen denken kann, ist diese meine Gottesidee selbst der Beweis Gottes. Weil er gütig ist, wird er mich nicht täuschen wollen, also werden die mir von ihm verliehenen Sinne und Gedanken doch wohl die Welt zeigen (Specht 2006: 91). Hier fällt Descartes faktisch hinter sein eigenes aufgestelltes Prinzip zurück. Die Aufklärungsphilosophie des französischen Rationalismus begründete damit nur eine unvollständige, halbe Aufklärung. Sie wurde erst vervollständigt durch den

Bologna-Vortrag Steiners (Vortrag vom 8. April 1911):
Was ich als mathematische Gesetzmäßigkeit im inneren
Seelenraum widerspruchsfrei denken kann, ist die glei-
che Gesetzmäßigkeit, die ich in der sinnlich-empirischen
Welt, z.B. in physikalischen Gesetzen, vorfinde. Beide
Seiten haben an der gleichen Wahrheit teil:

«Es soll der Einfachheit halber zunächst hier auf
den Inhalt der Weltgesetzlichkeit verwiesen werden,
insofern dieser in mathematischen Begriffen und
Formeln ausdrückbar ist. Der innere gesetzmäßige
Zusammenhang der mathematischen Formeln wird
innerhalb des Bewusstseins gewonnen und dann
auf die empirischen Tatbestände angewendet. Nun
ist kein auffindbarer Unterschied zwischen dem,
was im Bewusstsein als mathematischer Begriff lebt,
wenn dieses Bewusstsein *seinen* Inhalt auf einen em-
pirischen Tatbestand bezieht; oder wenn es diesen
mathematischen Begriff in rein mathematischem ab-
gezogenen Denken sich vergegenwärtigt. Das heißt
aber doch nichts anderes als: Das Ich steht mit sei-
ner mathematischen Vorstellung nicht außerhalb der
transzendent mathematischen Gesetzmäßigkeit der
Dinge, sondern innerhalb. Und man wird deshalb
zu einer besseren Vorstellung über das «Ich» erkennt-
nistheoretisch gelangen, wenn man es nicht inner-
halb der Leibesorganisation befindlich vorstellt, und
die Eindrücke ihm «von außen» geben lässt; sondern
wenn man das «Ich» in die Gesetzmäßigkeit der Din-
ge selbst verlegt und in der Leibesorganisation nur

etwas wie einen Spiegel sieht, welcher das außer dem Leibe liegende Weben des Ich im Transzendenten dem Ich durch die organische Leibestätigkeit zurückspiegelt.» (GA 35: 139)

Die parabelförmig gebauten Brückenbögen halten. Kristalle wachsen in geometrisch konstruierbaren Formen etc. Also hat das Ich an den Weltgesetzmäßigkeiten vollen Anteil. Das erkennende Ich lebt also nicht weltverloren im Leib, sondern im Weltgeschehen selbst gerade auch geistig darinnen. Der Leib ist mit seinem Nervensystem nur das Organ der Bewusstmachung dieser Tatsache in leibgebundenen Vorstellungen. Das tätige Ich selbst ist Weltinhalt, ja dieses ist überhaupt erst das wahre Ich (siehe auch Schad 2011).

Im Folgenden sei auf die fruchtbaren Folgen dieses Perspektivenwechsels auf den verschiedensten Ebenen des menschlichen Lebens eingegangen.

2. Organismus und Mitwelt

Wir sind nicht nur geistbegabte und seelisch vorhandene Wesen, sondern auch biologische und tragen damit das Geschenk eines individualisierten lebenden Organismus an uns. Die Lebensfähigkeit bekommen wir von unseren Eltern vererbt. Das ist bei Tier und Pflanze nicht anders. Als Goethe begann, seine botanischen Studien zu betreiben, sprach er vom «doppelten Gesetz»: Jedes Lebewesen ist fähig, sich auf die jeweiligen Umgebungsverhältnisse mehr oder weniger gut einzustellen, und doch behält es eine geerbte Spezifität bei:

«Das Lebendige hat die Gabe, sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen und doch eine gewisse errungene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.» (Maximen und Reflexionen 1253)

Die Unterscheidung von Vererbung und Umwelt wurde so zum Thema der Biologie des 19. Jahrhunderts bis weit in das 20. hinein. Der Begriff «Umwelt» fordert den Begriff «Innenwelt»; in ihr erhält der Organismus seine Eigenart als die von seinen Vorfahren ererbte gegenüber den Außenfaktoren aufrecht. Doch der spätere Goethe misstraute dieser Innen-Außen-Trennung als einem allzu menschlichen Dualismus von Subjekt und Objekt, der damit auf die organische Welt projiziert wird. So heißt es am Ende der *Xenien*: